

Das Geläute aller Glocken Roms verkündete am 22. und 29. Juni urbi et orbi, daß die Kirche wieder zwölf ihrer treuen Kinder mit dem schönsten Diadem geschmückt habe. Am 22. Juni galt dieser Freudenjubel den beiden heiligen Ordensfrauen Katharina Thomas und Lucia Filip-pini, am 29. Juni den heiligen Ordens-männern Robert Bellarmin, Theophilus von Corte und den Kanadi-

schen Missionären Johannes de Bré-beuf, Isaak Jogues, Gabriel La-lemant, Anton Daniel, Karl Garnier, Natalis Chabanel, René Goupil und Johannes de la Lande..

„Hi sunt, qui venerunt de tribulatione magna et laverunt stolas suas et dealba-verunt eas in sanguine Agni, ideo sunt ante thronum Dei.“ Apoc. 7, 14. 15.

BESPRECHUNGEN

Deißmann, Adolf: Paulus. Eine kultur- u. religionsgeschichtliche Skizze. 2. Aufl. Tübingen, Mohr, 1925; XV u. 292 S. 5 Tafeln, 8^o.

Es gibt wenig Bücher, die dem Leser den Menschen Paulus, den gigantischen Menschen so nahe bringen als Deißmanns „Paulus“. Er ist ein Meister der spannenden Darstellung und versteht es, den Blick des Lesers auf das zu richten, was er für das Wesentliche hält. Und doch kann man bei allen Vorzügen des Buches nicht ganz froh werden. Der Grund ist nicht, weil es auch D. nicht gelingt, Paulus das letzte Geheimnis ganz zu entreißen; denn auch das allerglücklichste Paulusbild wird uns immer noch mit geheimnisvollen Augen ansehen, ähnlich, wie es Dürer dargestellt; aber, legt man Deißmanns Buch weg, dann hat man nicht bloß den Eindruck, vor einem Großen gestanden zu sein, der einem nie ganz verständlich sein wird, man hat vielmehr den Eindruck, daß die gewaltigen Striche sich überhaupt nicht zu einem einzigen Bild zusammenfügen lassen: unheimlich groß und geheimnisvoll ist dieser Paulus, ein Rätsel. Der Grund ist wohl, weil Deißmann versucht, einen dogmenlosen Paulus darzustellen. Heilstatsachen! nun ja, wenn Paulus die leibliche Auferstehung Jesu annahm (so könnte man Deißmanns Ideen frei wiedergeben), wenn er ihre Bejahung für heilsnotwendig hielt, so haben wir eine Interpretation des wirklichen Damaskuserlebnisses, die man religionsgeschichtlich versteht und — verzeiht. Das Christentum bedarf ja keiner historischen

Rechtfertigung! Religionsgeschichtlich verstanden ist ja jede Religion bloß Weiterbildung; wesentlich neu ist höchstens die außerordentliche religiöse Erschütterung eines außerordentlichen Menschen. So auch das Christentum. Bei Jesus ists das eigenartige Gotteserlebnis, bei Paulus wesentlich dasselbe Erlebnis in der Damaskusstunde, nur ists bei ihm „In Christus“, „durch Christus“. Deißmann nennt dieses eine neue Christliche ein mystisches Erlebnis, weil es keine Erfassung durch rationelle Vermittlung ist. Darum wird bei Deißmann der Inhalt der Predigt Pauli so wunderbar einfach: „Der Erhöhte am Kreuz, der lebendige Christus, der der Gekreuzigte ist, mit besonderer Betonung der nahen Völlendung des Gottesreiches und mit starken ethischen Forderungen“ (S. 188). Das paulinische Christentum wird bei Deißmann ein so einfaches, wie es durch die Reduktionsarbeit protestantischer Theologen seit einem Jahrhundert geworden ist. Ein dogmenloser Paulus wird immer ein geheimnisvolles Rätsel bleiben. Da heißt es, alles, was der Apostel über die Erlösung am Kreuz zu sagen hat, zu fast nichtssagenden Bildern zu machen, um die „undogmatische Ungebundenheit“ des Apostels aufrecht erhalten zu können. Der Beweis für diese Ungebundenheit? „Überall steht hier das Kreuz vor der Seele des Erlösten, nicht als ein düsteres, den Heilshistorikern und den Christologen preisgegebenes hölzern-hartes und kahles Stück Vergangenheit, sondern als liches Gegenwarts-mysterium, das ihm in dem Lebendigen erschlossen ist“ (S. 157). Als ob selbstverständlich nur die undogmatische

Ungebundenheit ein Verhältnis zum Lebendigen haben könnte! Bedauerlich — und kaum paulinisch ist der Ton, in dem Deißmann im Bewußtsein, ein Großer zu sein, von all den Kleinen spricht. Auch eine unberechtigte Kritik sollte man nicht einer „Explosion einer unbeherrschten Hybris“ zuschreiben.

Florian Schlagenhauen S. J.

von Dobschütz, Ernst: Der Apostel Paulus. 1. Seine weltgeschichtliche Bedeutung. 8^o (VI u. 64 S.) 21 Abbildungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1926, M 7.50.

Schlicht und einfach — und vielleicht gerade deshalb so anziehend — schreibt von Dobschütz über Paulus. Er erzählt zuerst den äußeren Lebenslauf; die Beigaben künstlerischer Darstellungen einiger Szenen aus dem Leben Pauli sollen dem Leser das Verständnis erleichtern. Sein Tod wird (ohne rechte Gründe) auf das Jahr 63 verlegt. Dann erst führt von Dobschütz ein in das Wesen seiner Persönlichkeit und in seine weltgeschichtliche Bedeutung. Es ist klar, daß der Verfasser den Apostel für den neueren Protestantismus in Anspruch nimmt, allein er sucht gewagte Vergewaltigungen zu vermeiden. Ihm ist nicht die Mystik das wesentliche im Christentum; nicht hier liegt die Größe Pauli; zur Mystik gehört ja „vor allem das Streben nach Einswerden mit der Gottheit, das Freiwerden vom Ich, das Aufgehen im Unendlichen. Mystik ist immer ausschließliche Gefühlsreligion, ein Schwelgen in der Gottesminne, ein Zurückstellen des Sittlich-Aktiven“ (S. 42). Nun sieht von Dobschütz gerade im Sittlichen den Wesenszug des Christentums, die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels liegt also „darin, daß er die sittliche Religion Jesu in die Griechenwelt hineinbrachte“ (S. 13). Wohltuend wirkt, daß von Dobschütz unbeirrt durch die vielen Modernen Paulus das sein läßt, was er selber sein wollte, ein Christ, der früher Jude gewesen war; er mochte vielleicht die heidnischen Mysterien kennen, hat ihnen möglicherweise einige Gedanken entlehnt, hat aber damit doch etwas anderes ausdrücken wollen, als was die Mysterien bezweckten. Ob sich der Wesenskern der

Frömmigkeit Pauli mit dem Wort „sittliche Religion“ fassen läßt, sofern sittlich etwa im Gegensatz zu dogmatisch gemeint ist? Jedenfalls erklärt z. B. der Apostel die Auferstehung des Leibes für eine absolut notwendige Grundlage (I. Kor. 15, 12—19). Zu diesen Sätzen wollen die Worte von Dobschütz's nicht recht passen: „Was ist es um die Bekehrung des Paulus? Wie schon gesagt, kommt es dabei auf den äußeren Hergang sehr wenig an. Auch der alte Gegensatz zwischen Rationalisten und Supernaturalisten, ob es ein Wunder sei oder sich menschlich erklären lasse, darf heute als überwunden gelten“ (S. 25 f.). Das klingt mehr modern als paulinisch.

Florian Schlagenhauen S. J.

— **Der Apostel Paulus. 2. Seine Stellung in der Kunst; ebenda 1928, VII u. 88 S. mit 35 Abbildungen und einem Titelbild in Vierfarbendruck, M 8.—.**

Da sich auch in der Rolle, die der hl. Paulus in der Kunst spielt, ein Stück seiner weltgeschichtlichen Bedeutung abspiegelt, unternimmt Dobschütz im zweiten Heft seiner Paulus-Vorträge den großzügigen Versuch, das Paulusbild der Kunst im Wechsel der Zeiten an unserm Auge vorüberziehen zu lassen. Ein solches Unternehmen kann naturgemäß auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, um so weniger, als sich der Verfasser nicht auf eine Periode, etwa die altchristliche oder die byzantinische, die romanische oder die gotische Kunst beschränkt, sondern die Entstehung und Wandlungen des Paulusbildes durch zwanzig Jahrhunderte hindurch zu verfolgen sucht. Immerhin konnte er seinem geschichtlichen Längsschnitt eine Liste von mehr als zweitausend Paulusdarstellungen zugrundelegen, so daß er über das bisher Bekannte weit hinausgekommen und in der Lage ist, zwischen Kunst- und Kirchen- bzw. Frömmigkeitsgeschichte Zusammenhänge aufzuzeigen, auf die man bisher noch gar nicht geachtet hat.

In den „Vorfragen“ wird folgendes vorausgeschickt:

1) Wie wir von Paulus kein authentisches Porträt besitzen, so fehlt uns auch jede zuverlässige Personalbeschreibung.

2) Der Apostel erscheint in den mannigfaltigsten künstlerischen Gruppe-

rungen und Stellungen. Selten für sich allein dargestellt, findet er sich am häufigsten mit Petrus und Christus zusammen. Dabei sehen wir in der Zeit bis etwa 800 auf römischen Monumenten in der Regel Paulus zur Rechten des Herrn stehen und Petrus zur Linken. Darnach hätte Paulus und nicht Petrus den Ehrenplatz inne. Zur Erklärung dieser Sonderbarkeit nimmt Dobschütz an, daß die Künstler, die an der Festlegung dieser Gruppierung beteiligt waren, sozusagen die Stellung vom Beschauer aus mit der Stellung im Bilde, in der Gruppe, also den subjektiven Eindruck mit der objektiven Geltung, das Sehbild mit dem Stehbild verwechselten. Sie meinten die Stellung auf der rechten Bildseite als den Ehrenplatz für Petrus und verkannten, daß durch die Stellung des Paulus auf der linken Bildseite faktisch für ihn der Ehrenplatz zur Rechten des Herrn herauskam.

3) Ob gelegentlich hervorragende Träger des Namens Paulus, Päpste, Patriarchen, Bischöfe oder Fürsten, auf die Paulusdarstellung eingewirkt haben, läßt sich mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln nicht feststellen. Doch sind die Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Figuren so groß, daß in der Deutung der Bilder, besonders der Aposteltypen Verwechslungen und Vertauschungen bis heute keine Seltenheit sind.

4) An Szenen aus dem Leben des Apostels Paulus hat die Kunst nur eine verhältnismäßig kleine Auswahl. Sie sind jedenfalls weit seltener als Petrus-Szenen. Petrus kommt eben ein hervorragender Platz im Leben Jesu zu, während Paulus aus der evangelischen Geschichte, dem irdischen Leben Jesu ganz ausscheidet. Trotzdem lief der Kunst gelegentlich beim Abendmahl und bei den Erscheinungen des Auferstandenen ein Paulus unter. Bei der Himmelfahrt, wie bei Pfingsten ist er (als Mitglied des übergeschichtlichen Apostelkollegiums) fast regelmäßig eine Hauptgestalt.

5) An Attributen kommt Paulus zunächst eine Schriftenrolle, im Mittelalter ein Buch und Schwert zu, zuweilen das eine oder das andere, meist beide zugleich, in der Linken das Buch, in der Rechten das Schwert.

Nach diesen Vorbemerkungen beschreibt Dobschütz „das Paulusbild im

Wandel der Zeit“. Unter ständiger Bezugnahme auf die dem ersten wie dem zweiten Heft beigefügten, mit großer Mühe gesammelten 20 bzw. 35 wertvollen Abbildungen werden die Paulusdarstellungen der altchristlichen, der byzantinischen und romanischen Zeit, des späten Mittelalters, der Renaissance, des 17. Jahrhunderts und der Neuzeit einer vergleichenden Untersuchung unterworfen. Was dabei am meisten auffällt, ist nicht nur der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Darstellung, sondern auch die unendliche Verschiedenheit im Paulus-Typus selbst. Nicht nur der altchristliche Typ ist ein anderer als der byzantinische, der romanische ein anderer als der gotische; mit der Renaissance treten neue Typen auf und die Neuzeit sucht weiter nach solchen. Damit ist die oft geäußerte Behauptung von konstanten Zügen, die sich durch all die verschiedenen Paulusbilder hindurchziehen und das Vorhandensein einer echten geschichtlichen Überlieferung beweisen sollten, als Irrtum erwiesen. Es liegen zwei bis drei Jahrhunderte zwischen der Lebenszeit des Apostels und der ersten bildlichen Darstellung, und wir können deutlich beobachten, wie sich erst allmählich aus einem Idealaposteltyp der individuelle Paulustyp entwickelt.

Bei der hohen Verehrung, die Paulus in der Kirche genoß, ist es selbstverständlich, daß man in seinem Bild ein Ideal darzustellen trachtete. Man bildete ihn schön und stattlich, obwohl er in Wirklichkeit (auf Grund von 2 Korinther 10, 10) eher häßlich und klein war. Paulus besaß ein hohes Maß von Selbstbeherrschung bei aller Leidenschaftlichkeit seiner Seele. So versteht man es, wie ihn die griechischen Väter als Philosophen feierten und wie er in der alten Kunst in würdevoller Ruhe, ein Bild gesammelter Kraft erscheint. Die neueste Kunst gibt lieber der glühenden Leidenschaft Ausdruck, mit der Paulus den Gekreuzigten predigt, mit der er seinem Herrn dient, mit der er seine Gemeinde liebt und deren Verstörer haßt.

Paulus war ein Aszet. Das haben die Künstler herausgespürt, zumal in Perioden, die selbst von aszetischen Idealen erfüllt waren. Aber in Paulus war auch ein welt-erobernder Wille. Und so sehen wir

ihn besonders in der Renaissance wie einen Herrscher voller Kraft und Entschlossenheit.

Paulus war ein Kämpfer. Auf manchem Bild ist es, als ob er sein Schwert wirklich als Ritter, als Kämpfer führte.

Paulus war ein Grübler. In tiefem Nachsinnen sehen wir ihn bei Raffael wie bei Rembrandt. Paulus war Missionär, Prediger. Er taufte, predigte und schrieb seine unsterblichen Briefe; er konnte segnen und fluchen, durch ihn und an ihm geschahen Wunder; er widerstand dem Magier Simon und dem Kaiser Nero; er erlitt für seinen Herrn das Martyrium.

Das alles bringt die Kunst zur Darstellung und wird von Dobschütz in einem ausgezeichneten „Rückblick“ in ansprechender Weise zusammengefaßt.

Den Abschluß bilden auf 41 Seiten (fast die Hälfte des ganzen Buches!) 257 gelehrte Anmerkungen, in denen eine ungeheure Kleinarbeit und eine unverdrossene Forscher Mühe stecken, aus der die Theologen und Kunsthistoriker ersehen sollen, wie sich die Probleme weiter führen lassen, welch reiches Material vorliegt und wie es zu verarbeiten ist. Möge das hier Gebotene manchen Leser veranlassen, in der gleichen Richtung weiterzusammeln, aber auch Anregung dazu geben, die heutigentags leider recht vernachlässigten ikonographischen Studien wieder mehr aufzunehmen. Dobschütz selber arbeitet an der Herstellung einer chronologischen Liste aller bekannten Paulusbilder und wird dankbar sein, wenn ihm für das dritte Heft (Paulus-Ikonographie) noch Winke gegeben werden.

Heinrich Bleienstein S. J.

Stöckle, Ulrich: Der zweite Korintherbrief für Schule und Haus erklärt. Rottenburg, Wilhelm Bader, 1930, VI u. 122 S., 12^o, M 2.70 (Aus Gottes Wort. Praktische Erklärung der Briefe des Neuen Testaments, 2. Bdch.)

Der Ulmer Studienrat U. Stöckle ist der Begründer der Sammlung „Aus Gottes Wort. Praktische Erklärung der Briefe des Neuen Testaments“. Das einführende Bändchen, der erste Korintherbrief, erschien 1925 und brachte dem Herausgeber von allen Seiten wohlwollendste

Anerkennung. Kein Geringerer als der hochselige Bischof Keppeler von Rottenburg schrieb: „Ich bin überzeugt, daß Sie mit Ihrer praktischen Exegese den Schülern treffliche Seelennahrung und Ihren Kollegen ein treffliches Hilfsmittel geboten haben. Ich kann Sie nur dringend bitten, mit diesen Studien und Publikationen fortzufahren.“

Leider dauerte es vier Jahre, bis der Verfasser dieser Aufmunterung seines Oberhirten entsprechen und seinem ersten Korintherbrief die Erklärung des zweiten folgen lassen konnte. Sie ist nach den gleichen exegetischen Grundsätzen aufgebaut wie die erste und ist gleich dieser für die praktische Verwendung in „Schule und Haus“ bestimmt. Da an derartigen Kommentaren für die Praxis des Seelsorgers wie für die Schriftlesung der Laien auf katholischer Seite ein fühlbarer Mangel vorliegt, wird die Arbeit Stöckles bei allen Bibelfreunden sicherlich auch diesmal willkommene Aufnahme finden.

Der Schrifttext ist der zur Zeit besten deutschen Übersetzung des Neuen Testaments von Rösch entnommen. Es fragt sich aber doch, ob sich nicht Stöckle mit Vorteil gerade für seine Zwecke der Methode von Franz Griese in der Schreibweise der Briefe bedient hätte. Die stellenweise Dunkelheit der paulinischen Schriften und viele Schwierigkeiten für den heutigen Leser lösen sich jedenfalls überraschend schnell, wenn man die Schreibweise der Alten auch für die Übersetzungen zu Hilfe nimmt.

Die Erklärungen sind knappe, aber treffliche Paraphrasierungen der paulinischen Gedanken, wobei Text und Erklärung jeweils eine Gedankeneinheit bilden, aus der sich die praktischen Anwendungen ungezwungen gewinnen lassen. Sie sind in erster Linie für das Verhalten des Religionslehrers zu seinen Schülern und des Seelsorgers zu seiner Gemeinde ausgemünzt, fassen aber darüber hinaus auch alle anderen Situationen des christlichen Lebens ins Auge, die von Paulus den Korinthern gegenüber besprochen werden. Daß dabei vor allem die Person des Völkerapostels in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt wird, ist dem Inhalt und der Tendenz des zweiten Korintherbriefs nur entsprechend.

Er bedeutet die schärfste Abrechnung, die der Apostel je mit seinen Gegnern brieflich gehalten hat, und in der er sie durch das ganze Übergewicht seiner Persönlichkeit ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen sucht. Wider seinen Willen wird er dadurch gezwungen, die Tiefen seiner Seele vor den Lesern aufzuschließen, so daß wir den ganzen Paulus, das heroische Vorbild aller Christusjünger, in seiner überwältigenden Größe und Unmittelbarkeit vor uns haben. So kann dieser Brief in der Tat zu einer Schule christlicher Persönlichkeitsbildung werden, aus der wir nach den Anleitungen Stöckles alle ohne Ausnahme wieder und wieder lernen können. Wer weiß, wie not es dem christlichen Denken und Leben der Gegenwart tut, aus den klaren und erfrischenden Quellen ihres Ursprungs erneuert zu werden, wird dem Verfasser für seine wertvolle Gabe Dank wissen und dem Wunsche Ausdruck geben, daß die folgenden Bändchen seiner Sammlung in schnellerem Tempo aufeinander folgen als bisher.

Heinrich Bleienstein S. J.

Griese, Franz: Die Briefe des heiligen Paulus in neuer Übersetzung und neuer Erklärung. 3.—6. Tsd., Graz, Paulusverlagsanstalt, o. J. VIII u. 348 S., 16⁰.

Bei seiner „neuen“ Übersetzung ging Griese von dem Gedanken aus, daß Paulus seine Sendschreiben zum Vorlesen in der Gemeinde bestimmt hatte. Also mußten sie gemeinverständlich geschrieben sein, höchstens daß einige schwere Stellen in ihnen vorkamen, wie schon Petrus 3, 16 bezeugt wird. Seine Voraussetzung fand der Verfasser über alles Erwartet bestätigt durch die Aufdeckung der Schreibweise der Alten, die den Briefen des Apostelfürsten so viel Licht verleihen und ihre Klarheit und Schönheit so hell erstrahlen lassen soll, daß auch der einfachste Leser davon entzückt sein würde, weil er auch die schwersten der paulinischen Schriften mit ebensoviel Lust als Leichtigkeit zu lesen vermöge.

Worin besteht nun das Geheimnis der so nachdrücklich betonten Schreibweise? Nach Griese 1) darin, daß die antiken Briefe häufig durchsetzt sind mit eingeschalteten Sätzen, die wir heute als Randbemerkungen

oder Fußnoten unter den Text setzen, die aber bei Paulus im Text stehen und dadurch den Leitgedanken verdunkeln, ja oft die Ursache dafür sind, daß wir Sätze gedanklich miteinander verbinden, die in gar keinem Zusammenhang untereinander stehen und umgekehrt die Gedankenzusammenhänge auseinandergerissener Sätze vielfach überschauen;

2) darin, daß der Apostel den griechischen Chiasmus — die kreuzweise Stellung einander entsprechender Satzglieder — in ganz außergewöhnlich starkem Maße angewendet hat.

Die streng wissenschaftliche Begründung jeder einzelnen Stelle, die, von der neuen Methode berührt, einen andern Sinn erhält, hat der Übersetzer einer späteren Arbeit vorbehalten. Wir zweifeln nicht daran, daß sie ihm in vielen Fällen gelingen wird, da seine leitenden Gesichtspunkte durchaus richtig sind. In vielen Fällen wird er sich allerdings auch auf Widerspruch gefaßt machen müssen; denn die Berücksichtigung der antiken Schreibweise in der Exegese der Paulinen ist keineswegs so „neu“, wie es nach dem Vorwort des Herausgebers scheinen möchte. Die Schrifterklärer der neueren Zeit haben schon ausgiebig davon Gebrauch gemacht, wovon sich Griese mit Leichtigkeit überzeugen kann, wenn er beispielsweise nur den neuen Kommentar von Friedrich Wilh. Maier „Israel in der Heilsgeschichte nach Römer 9 bis 11“ (Münster, Aschendorff, 1929) näher einsieht. Er wird daraus erkennen, daß er nicht nur für die richtige Erklärung, sondern auch für die richtige Schreibweise schon dieser drei Kapitel vieles lernen kann. Wirklich neu ist bei Griese nur, daß er die Einschaltungen oder Exkurse in den Briefen des Apostels durch geschickte Hervorhebung im Druck seiner Übersetzung deutlich macht, ein Verfahren, durch das es ihm in der Tat gelingt, bei vielen Stellen die Dunkelheit zu lichten und Mißverständnisse auszuschließen. Dieses Verdienst soll dem Verfasser nicht geschmärlert werden, trotzdem wir es für übertrieben halten, wenn er meint, durch seine Übersetzung und die darin gebotenen Hilfen bewirkt zu haben, daß „das Verständnis der Briefe Pauli fast restlos genannt werden kann“. Das Studium des ersten besten wissenschaftlichen Kommentars wird

den Leser eines anderen belehren. Ebenso bleibt bestehen, daß in Grieses Erklärung, Einteilung und Einleitung in die paulinischen Schriften „nach ihrer geschichtlichen Reihenfolge“ ein gut Stück selbständiger jahrelanger Arbeit steckt, die zur Hoffnung berechtigt, daß es dem Verfasser bei weiterem Bemühen gelingen werde, „das hehre Wort Gottes in voller Klarheit, Schönheit und Wahrheit erstrahlen zu lassen“. Das herrliche Paulus-Buch von Karl Pieper (Münster, Aschendorff, 1929) und die im Erscheinen begriffene, vierte neubearbeitete Auflage der Bonner Neutestamentlichen Bibel werden ihm dabei gute Dienste leisten.

Heinrich Bleienstein S. J.

Cardinal Dubois, archevêque de Paris: Saint Joseph, 2. ed. Paris, Lecoffre, 1927, 224 Seiten. 12^o (Collection: „Les Saints“).

Kardinal Dubois war von frühester Jugend auf ein eifriger Verehrer des heiligen Josef. Auch als Priester hat er von Anfang an die Verehrung und Verherrlichung seines Lieblingsheiligen nach Kräften zu fördern gesucht. Schon 1880 hielt er als Vikar von Brûlon den ganzen Monat März hindurch die Abendansprachen zu Ehren des Nährvaters Jesu. Später gab er mehrere Jahre lang im St.-Josefs-Monat die täglichen Betrachtungspunkte und veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften im gleichen Sinne gehaltene Artikel. Aus diesen Vorarbeiten ist im Laufe vieler Jahre das vorliegende Büchlein herausgewachsen, das bei aller Erbaulichkeit, der es dient, in erster Linie die ungewissen und strittigen Momente in der Lebensbeschreibung des heiligen Josef aufzuhellen sucht. Nur so ist es verständlich, daß der Verfasser im Kapitel II sich so eingehend mit dem Stammbaum des Heiligen bei Matthäus und Lukas beschäftigt und daß er auch im weiteren Verlaufe öfters Fragen anschnidet, die für die praktische Verehrung von geringer oder gar keiner Bedeutung sind. Im Ganzen aber ist die Stellung des jungfräulichen Gemahles zu Maria und dem Jesusknaben auf Grund der biblischen Berichte sehr anregend und ansprechend dargelegt; ebenso sind die ge-

schichtlichen und dogmatischen Grundlagen und Fortschritte seines Kultus in übersichtlicher Weise zusammengestellt. Dabei handelt es sich aber nirgends um neue selbständige Untersuchungen, da Kardinal Dubois ausgesprochenermaßen sich darauf beschränkt, die Ergebnisse der bisherigen St.-Josefs-Forschung einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen. Daß er sich diese Vermittlungsarbeit nicht leicht gemacht hat, beweist vor allem das wertvolle neunseitige Literaturverzeichnis. Wir vermissen darin nur das unentbehrliche Buch von Seitz, die Verehrung des heiligen Josef und ihre geschichtliche Entwicklung bis zum Konzil von Trient (1908), das deutsche Gegenstück zu dem großen Werk des Kardinals Lepicier: *Tractatus de sancto Josepho* (Paris 1908), das Dubois gute Dienste geleistet hat. Da er für die Weiterentwicklung des St.-Josefs-Kults auch die neueste Studie von J. Bover, S. J., heranzieht (*de cultu S. Josephi amplificando*, Barcelona 1926), bietet das schöne Josefsbüchlein des unlängst verstorbenen Pariser Erzbischofes wirklich alles, was zum Lob des hohen Patrons unserer heiligen Kirche gesagt werden kann.

Heinrich Bleienstein, S. J.

Viller, Marcel, S. J. *La spiritualité des premiers siècles chrétiens.* (Bibliothèque catholique des sciences religieuses). Paris, Bloud et Gay. 1930, 189 p. 8^o.

Wie der Verfasser im Vorhinein bemerkt, beginnt eine eigentliche asketische Literatur erst im 4. Jahrhundert nach Christus. Erst mit der Entwicklung des Mönchtums prägte sich der Unterschied von Geboten und Räten konkreter und faßlicher aus. Daher sieht sich die Darstellung des geistlichen Lebens in den ersten drei Kapiteln so ziemlich auf die in den Evangelien, in den Briefen der Apostel und in den Schriften der apostolischen Väter vorfindlichen Grundsätze der Ascese und Mystik angewiesen. Auch die christliche Auffassung des Martyriums und der Jungfräulichkeit in jener Frühzeit der Kirche liefert einiges Material für die Frage. Eine eigenartige Stellung nehmen die beiden Alexandriner Clemens und Origenes

ein; sie repräsentieren die „spiritualité savante“ des 3. Jahrhunderts; beide verbinden mit der Theorie einen kräftigen sittlichen Lebensernst. Das ägyptische Mönchtum mit seinen originellen Meistern und die hervorragenden Aszetzen der sketischen Wüste, weiterhin die berühmten drei Kapadocier und, in wachsender Ausdehnung, die Mönche in Palästina, Syrien, Konstantinopel und auf dem Sinai werden nach ihrem persönlichen Einfluß und ihren aszetischen Schriften in kurzen sichern Strichen gezeichnet. Meisterhafte Kürze, erzielt durch Hervorhebung der treffendsten Charakterzüge, und sympathische Einfühlung des Verfassers in die religiöse Denk- und Handlungsweise eines Basilus, Gregor von Nyssa, Johannes Klimakus u. a. lassen selbst bekannte Gestalten und Dinge in neuem, klarem Licht erscheinen. Ein interessantes Kapitel ist dem lateinischen Mönchtum gewidmet. Vor allem ragt hier Kassian aus der Schar der Spiritualen hervor, seine Schriften befruchten in höchstem Maße die folgenden Schulen in Lerin, Spanien, Irland und nicht am wenigsten die alle weitere Entwicklung bestimmende Regel des hl. Benedikt. Viller sagt mit Recht von ihm: *Le véritable législateur du monachisme en Occident, celui dont l'influence va peu à peu faire disparaître toutes les autres, la règle l'emporter partout et être pendant des siècles l'unique maîtresse de perfection* (S. 119). Lichtvolle Analysen der Schöpfung Kassians und Benedikts bilden wahre Glanzpunkte dieses Abrisses des geistlichen Lebens in den ersten Jahrhunderten. Diadokus von Photike erscheint (cap. IX) verdienter Weise in helleres Licht gerückt. Dagegen sind die Ps.-Areopagitischen Schriften, den neuern Forschungen entsprechend, auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Zuletzt wird unser Blick wieder auf das Abendland hingelenkt, um zwei seiner großen Kirchenlehrer, Augustinus und Gregorius, auch in ihrer Bedeutung für das aszetisch-mystische Leben zu betrachten. Der eine ist als Bekämpfer des Pelagianismus wie von selbst eine Autorität auf dem Gebiete der geistlichen Wissenschaft geworden und hat durch monographische Werke, insbesondere durch seine „Bekennnisse“, unabsehbare Wirkungen ausgeübt. Gregorius, der große Seelenhirte, Mann der Erfahrung,

von glühendem Eifer für die Kirche erfüllt, bewährt sich — *un reflet de saint Augustin* — auch als verlässlicher Führer im Leben der Vereinigung mit Gott. Nötige Raumbeschränkung zwang den Verfasser, auf das Leben der Vollkommenheit in der Welt (außerhalb der schützenden Klostermauern) nur einige wenige Lichtstrahlen fallen zu lassen. Es ist vor allem Johannes Chrysostomus, dessen großartiges Wirken durch Wort und Schrift mehr gestreift als geschildert werden konnte. Ebenso finden zunehmende Übungen der Volksandachten (zum hl. Kreuz, zum Namen Jesus, zur seligsten Jungfrau und den Heiligen, Wallfahrten sowie die eigenartigen Solitudes quadragésimales) beachtenswerte Erwähnung.

Jos. Stiglmayr S. J.

Das Hohelied des hl. Bernhard von Clairvaux. Dokumente zur mittelalterlichen Christus- und Brautmystik. Von Dr. Johannes Schuck. Paderborn, Verlag Ferd. Schöningh, 1930. 133 S. 8°.

Von der Verehrung für Christus, den gekreuzigten Erlöser, gelangte der hl. Bernhard zur Verehrung des göttlichen Wortes als des Seelenbräutigams, von der Christusmystik zur Brautmystik. Schon in den Schriften des Alten Testaments, namentlich bei den Propheten, ist vielfach das Bild der Brautschaft verwendet, um das geistliche Verhältnis der frommen Seele bezw. des auserwählten Volkes zu Gott auszudrücken. Aber vor allen andern Büchern bot das Hohelied die meisten und günstigsten Anhaltspunkte. So enthalten denn auch die Vorträge, die Bernhard seinen Ordensbrüdern über das Hohelied zu halten für nötig erachtete, so ziemlich alles, was er sonst an mystischer Belehrung bietet. In der Ausdeutung von Cant. 1, 1, des dreifachen Kusses „des Fußes, der Hand und des Mundes“, schließt er sich an den herkömmlichen dreistufigen Aufstieg: Reinigung, Erleuchtung und Einigung an. Das Charakteristische der Bernhardinischen Mystik tritt aber sonst deutlichst hervor. Den Einschlag neuplatonisch-dionysischer Mystik sucht man vergeblich bei ihm; er redet die Sprache des Herzens. „Was Bernhard beherrscht, sind mehr Empfindungen als Gedanken. Letztere sind nur die Fittiche, auf denen

sein Gefühl entschwebt“ (Karrer). Wir dürfen daher, wie Schuck mit Recht bemerkt, in der Erklärung des Hohenliedes durch Bernhard keine planmäßige, wissenschaftliche Einführung in die Mystik suchen (S. 9). Kritische oder exegetische Untersuchungen liegen ihm fern. Erbauung, klösterliche Vollkommenung, öffentliche und kirchliche Zustände spiegeln sich in diesen Ansprachen vor der Ordensgemeinde. So begegnet uns z. B. sermo 23, 9—16 ein bitterer Ausfall wider die hartherzigen und verschwenderischen Kleriker (S. 102). Es sei auf die anschauliche Schilderung Schucks in der „Einführung“ S. 15 f. verwiesen. Ebenda wird auf den Grundton aller Vorträge hingewiesen: „Uni una‘ dem Einzigen (Gott) die eine einzige Seele, sowie auf die selbst im „Christuserlebnis“ (S. 17) noch vollzogene Scheidung zwischen dem liebevollen Erfassen der hl. Menschheit Jesu und der in Jesus sich offenbarenden göttlichen Vollkommenheiten . . . „Die Christusmystik entfaltet sich zur Brautmystik; der höchste Punkt des religiösen Lebens im Diesseits ist für Bernhard die Vereinigung der Seele mit dem Verbum Dei, der zweiten Person in der Gottheit, nach Art der geistigen Liebe, die Braut und Bräutigam verbindet.“ S. 19. Durchaus lesenswert sind auch die weiteren zur „Einführung“ dienenden Bemerkungen des Verfassers. Unter den ausgehobenen Texten sind die im Abschnitt I—III behandelten Themata mehr abstrakter und grundlegender Natur, die folgenden IV—X erwecken gesteigertes Interesse, insbesondere V: Jesus Licht, Nahrung und Arznei (oleum effusum) und Nr. VI: Von dem Myrrhenbüschlein des Leidens Christi (fasciculus myrrhae). Überall spricht aber der von der Jesusliebe glühende Bernhard, der einen so entscheidenden Einfluß auf mittelalterliche Frömmigkeit ausübte.

Jos. Stiglmayr S. J.

Vernet, Felix: *La spiritualité imédévale*. (Bibliothèque catholique des sciences religieuses). Paris, Bloud & Gay, 1929. 220 p. 8°. 12 Fr.

Der Zweck des Buches ist, die großen Umriss der mittelalterlichen Frömmigkeit auf Grund „der neueren Arbeiten innerhalb dieser Literatur zu zeichnen“, weil ein voll-

ständiges und abschließendes Werk darüber zur Zeit noch nicht möglich ist. Das eine Wort der Mystikerin Mechtilde von Magdeburg mag andeuten, wie weit und hoch die Gebiete sind, die noch einer gründlichen Behandlung harren.

Im ersten Teil bespricht der Verfasser die geistlichen Schulen und ihre Meister, indem er sie in zwei Gruppen zusammenstellt, die eine nach den Nationen, die andere nach den betreffenden Regeln ordnet und hiebei geistliche und weltliche Persönlichkeiten unterscheidet. Die Benediktinische Spiritualität ist liturgisch eingestellt (schola divini servitii), ihre Devise lautet: *Pax*; ihre eigentümlichen Züge sind „quelque chose de calme, de mesuré, de pieux, de pur et d'épanouissant“. An die knapp gehaltene allgemeine Charakteristik schließt sich dann in chronologischer Ordnung (7. bis 16. Jahrh.) die lange Reihe hervorragender Mitglieder des Ordens. In gleicher Weise werden die großen Vertreter der Cluniazenser und Zisterzienser aufgeführt, welche die Benediktinerregel zur Grundlage haben. Nicht in diesem engen Zusammenhange, aber immerhin verwandt mit den Benediktinern erscheinen die Karthäuser, die englischen Mystiker, die heiligen Frauen Brigitta und Franziska Romana. Nach der einmal eingeschlagenen Methode und ihrer Doppelteilung charakterisiert Vernet weiterhin die Eremiten und die regulierten Chorherrn des hl. Augustin, die Viktoriner, die Prämonstratenser und die andern Regularkanoniker. Ein neuer Abschnitt führt die Franziskanische Schule vor Augen, wie sie im 13., 14. und 15. Jahrhundert sich ausgestaltet. Das folgende Kapitel ist der Dominikanischen Spiritualität gewidmet und umfaßt die gleichen drei Jahrhunderte. Das Schlußkapitel (cap. VI) des ersten Teils leitet über zur „dévotion moderne“ mit ihren zwei Strömungen, einer mehr mystischen und einer mehr spekulativen, ihren Vorläufern und ihren Meistern. Nunmehr erübrigt sich noch, die „séculiers“ kurz nach den Nationen (Deutschland, England, Niederlande, Frankreich, Italien) Revue passieren zu lassen und damit die merkwürdige „invasion mystique“ im Mittelalter in einem Rückblick zu überschauen.

Im größern zweiten Hauptteil geht Vernet daran, die asketisch-mystischen Grund-

sätze, Anschauungen und in die Tat umgesetzten Lehren des Mittelalters (les doctrines) darzustellen. Christus bedeutet hier: omnia et in omnibus. Die Menschheit Christi war der Gegenstand einer ganz zärtlich gearteten Andacht, er schien jetzt mehr als früher nachahmbar. Per Christum hominem ad Christum Deum lautete nach einem hl. Bernhard die allgemeine Devise. Man unterschied auf der einen Seite die Aszese der drei Wege, auf der andern die kontemplative und aktive Spiritualität. Die Andachten zur Menschheit Christi, zur seligsten Jungfrau, zu den Engeln und den Heiligen treten jetzt viel stärker in den Vordergrund (cap. I.). Damit verbindet sich die intensivere Idee der Nachahmung Christi (la conversion, la componction, les vertus chrétiennes, la joie). Mit der Nachahmung Christi ist der Aufstieg zu Gott durch Christus erschlossen (cap. III), der durch Lektüre, Meditation, Gebet, Werkätigkeit und Liebe, schließlich durch Kontemplation erreicht wird.

Im Schlußkapitel treten wir tiefer in das geheimnisvolle Gebiet der durch Christus vollzogenen mystischen Vereinigung der Seele mit Gott ein. Welche Bedeutung hat hiebei das Erkenntnisvermögen, welche Rolle spielt die geistliche Liebe, wie sind die Gaben des heil. Geistes einzuschätzen, wie sind die Grade und Wirkungen der mystischen Einigung zu beurteilen, welche Einstellung kommt dem Subjekt derselben zu, was ist von den nach außen hervortretenden ungewöhnlichen Erscheinungen der Mystik zu halten? Siehe da eine kurze Andeutung des reichen Stoffes, der von einem gründlich in der einschlägigen Literatur und in den Quellen belesenen Kenner der mittelalterlichen Spiritualität mit souveräner Meisterschaft behandelt wird. Besondere Vorzüge des Werkes liegen darin, daß die wechselnde Bedeutung der asketisch-mystischen Termini immer klar nachgewiesen wird, daß die sieben mannigfaltigen Verzweigungen des Gebetslebens, die Arten der geistlichen Lektüre, der mitunter befremdlichen asketischen Erscheinungen (z. B. der lange chevaleresque, der folies de l'amour de Dieu, der âmes victimes, der termes incroyables, der Abwege der Mystik ins Pantheistische und Quietistische usw.) mit zahlreichen Zeugnissen belegt und

tatsächlichem Detail illustriert sind. Schließen wir mit den Worten des Verfassers selbst. Très nombreux les écrivains spirituels du moyen âge sont, forcément, inégaux. Toutes les écoles ont eu des maîtres éminents. L'ensemble possède ce qui ensuite sera plus rare: l'ponction et le je ne sais quoi de frais, d'ému, d'émerveillé, qui est le privilège des yeux neufs et des coeurs simples. A lire la plupart des mystiques, on devine, qu'ils parlent d'expérience" p. 207. *Jos. Stiglmayr S. J.*

Goyau, Georges: Ozanam. Paris, Flammarion, 1931, 203 S., 12°. (Les grands coeurs.)

Nachdem der Akademiker Georges Goyau selbst ein überzeugter, frommer Katholik ist, war es natürlich, daß er in dieser Studie über Ozanam ganz besonders dessen religiösen Werdegang und dessen Verdienste für die christliche Kirche und speziell für die katholische Religion ins Auge faßt.

Von katholischen Eltern stammend, und in einer sehr frommen Familie aufgewachsen, machte Ozanam in seinem 15. Jahre trotzdem eine intellektuelle Krisis durch, in welche jedoch sein Philosophielehrer Abbé Noirot bald Ordnung und Licht brachte, infolgedessen der Knabe den Katholizismus „mit allen seinen Größen und seinen Wonnen“ widerfand. Von nun an war es sein Bestreben, andere junge Leute vor dem Abgrund, an dessen Rand er sich selber befunden hatte, zu warnen und sie zurückzuhalten.

Sein Vater wollte einen Advokaten aus ihm machen. Dem unterwarf er sich, jedoch ohne Begeisterung.

Ozanam war schüchtern Natur; es gelang ihm nur, seine Schüchternheit zu überwinden, wenn er sich mit ganzer Kraft auf den Gegenstand konzentrierte, der ihn beschäftigte, was besonders der Fall war, als es sich darum handelte, seine religiöse Überzeugung freimütig zu bekennen. Im Jahre 1831 mußte Ozanam seine Vaterstadt Lyon verlassen, um in Paris sich zur Advokatur vorzubereiten. Dort fühlte er sich anfangs ganz verlassen, und der Unglaube, der sich damals in der „Ville lumière“ breit machte, war ihm ein Greuel. Zum

Glück begegnete ihm bald der große gläubige Gelehrte André Marie Ampère, in dem er einen zweiten Vater fand und der ihn bei sich aufnahm.

Ozanams Bestreben war es nun, die Studenten, die den christlichen Geist bewahrt hatten, an der Sorbonne um sich zu gruppieren, während die Professoren den Katholizismus als eine bereits abgetane Sache, als die nunmehr letzte der Religionen, betrachteten.

Aus dieser Sehnsucht, die katholische Jugend zu organisieren und ihre Kräfte zur Lösung des großen sozialen Problems der physischen und moralischen Besserung der Lage der arbeitenden Klassen zu verwenden, entsprang in Ozanam der Gedanke, die Konferenzen des hl. Vinzenz von Paul zu gründen. Ihre Anfänge waren äußerst bescheiden, zumal diese Laien-Organisation anfänglich vom Klerus mit großem Mißtrauen betrachtet wurde. Nach 25 Jahren, als diese Vereinigung bereits eine ganz phantastische Ausdehnung in der ganzen Welt hatte, unterzeichneten fünfzehn ihrer ersten Mitglieder eine Erklärung, laut welcher Frédéric Ozanam als der maßgebende Gründer derselben erklärt wird.

Trotzdem Ozanam seine juristischen Studien mit Erfolg fortsetzte, zogen ihn sein Talent und sein Geschmack zur Literatur hin. Der hl. Franziskus und Dante übten eine große Anziehung auf ihn aus.

Im Jahre 1836 wurde er Doktor der Rechte und kehrte nach Lyon zurück, wo er sich der Advokatur widmete. Bald darauf vollendete er seine Studie über Dante, welche von vielen als sein bestes Werk betrachtet wird, weil es den großen Florentiner in ein in Frankreich bisher unbeachtetes Licht stellt und dessen Orthodoxie über jeden Zweifel erhebt.

Nachdem seine beiden Eltern gestorben waren, fühlte sich Ozanam sehr einsam im Leben. Er wollte in einen Mönchsorden eintreten; doch Abbé Noiro, mit dem er in steten Beziehungen verblieben war, zeigte ihm das viele Gute, das er als Laie tun könne. Daraufhin beschloß er, in der Welt zu bleiben und zu heiraten. Im Jahre 1841 führte er Amélie Soulacroix zum Altar und ließ sich dann in Paris nieder, wo er zum Professor an der Sorbonne ernannt wurde

und Sarcey, Lavigerie und sogar Renan zu seinen Bewunderern zählte.

Sein glückliches Familienleben hinderte ihn nicht, sich in sozialer Arbeit für das Wohl seiner Mitmenschen aufzuopfern. Man hörte ihn sagen: „Glaubet Ihr, Gott habe die einen bestimmt, im Dienste der Zivilisation und der Kirche zu sterben und andere mit den Händen in den Taschen auf Rosen gebettet zu sein?“ Im Jahre 1847 reiste er mit seiner Gemahlin nach Rom, wo er sich zu Füßen Pius' IX. warf, den er als den größten, heiligsten Papst seit Pius V. feierte.

Am 1. März 1848 gründete Ozanam ein Blatt, „L'Ère Nouvelle“, in dem sein ganzes Programm enthalten war, wobei er stets das soziale Programm über das politische stellt.

Wegen seiner streng kirchlichen sowie auch wegen seiner demokratischen Ansichten in der Presse oft angegriffen, stellte sich Ozanam stets auf den christlichen Standpunkt des Schweigens und des Verzeihens. Von Jugend auf leidend, fiel er im Jahre 1852 in eine schwere Krankheit. Er mußte nach dem Süden, nach Spanien und Italien, um seine erschütterte Gesundheit zu pflegen, jedoch ohne Erfolg. Trotz seines kranken Zustandes arbeitete er überall, wo er hinkam, für seine Konferenzen des hl. Vinzenz von Paul, so in Burgos, Madrid, Florenz, Siena; auf der Rückreise starb er in Marseille eines sanften Todes im Alter von nur 40 Jahren.

Mit glänzender Sprache und im Geist tiefster Frömmigkeit erzählt uns Goyau dieses der Religion und der leidenden Menschheit geweihte Leben, wobei die soziale und karitative Tätigkeit Ozanams hervorgehoben und dessen sehr bedeutende literarische Tätigkeit nur flüchtig behandelt wird.

Nicolaus von Gutmansthal.

Rischke, Margarete: Studien zu Frédéric Ozanam. Köln, Bachem, 1927, 73 S., 8°, brosch. M 2.40.

Zum Unterschiede von den vielen Büchern, die sich, besonders im Jahre 1914, mit der karitativen Wirksamkeit Ozanams als Gründers der Société de

St. Vincent de Paul eingehend befaßt, bespricht vorliegende Schrift vornehmlich dessen sozialpolitische und wissenschaftliche Bedeutung.

Als Folgeerscheinung der großen Revolution und der darauf folgenden napoleonischen Kriege herrschten in Frankreich zerrüttete Verhältnisse, welche den günstigsten Boden abgaben für alle möglichen sozialen und religiösen Systeme zwecks Heilung der inneren Schäden Frankreichs und der Menschheit überhaupt. Ozanams starke intellektuelle Begabung sowie seine sensible Natur und seine religiöse Überzeugung liefen Gefahr, erschüttert zu werden; doch die Persönlichkeit seines Philosophielehrers Abbé Noïrot übte in dieser kritischen Zeit einen klärenden und bestimmenden Einfluß auf ihn aus.

Unter dem Einfluß Laménais' will Ozanam zeigen, „qu'on peut être catholique et avoir le sens commun“. Besonders in den Kreisen der katholischen Jugend wurde Ozanam im Anfange der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts bald eine treibende Kraft, wobei ihm die Lacordaire'schen Konferenzen im Jahre 1835 eine ausschlaggebende Stütze waren.

Durch die Gründung der St.-Vinzentius-Konferenzen gewann Ozanam eine große Popularität, um so mehr, als dieser Verein, der nur sehr bescheiden anfang, in kürzester Zeit einen ungeheuren Aufschwung nahm. Durch diesen kam jedoch Ozanam, sowohl bei der Regierung als auch bei einem Teile des Klerus, bald in den Verdacht des Liberalismus.

Auf alle Fälle hatte er das Verdienst, den religiösen Gedanken von jeder Regierungsform losgelöst zu pflegen, und als Professor an der Sorbonne gelang es ihm, sich eine ganz außerordentliche Beliebtheit unter den Studenten zu erwerben.

Ozanam hatte früh erkannt, von welchem großem Nutzen für sein geistiges Leben das Studium der deutschen Sprache und der deutschen Literatur sein mußte. Die zwei Bände seiner „études germaniques“ in den von Ampère herausgegebenen „Oeuvres complètes“ enthalten alle seine auf diesem Gebiete von ihm publizierten Arbeiten, deren Sinn es ist, zu beweisen, daß Deutschland seine ganze geistige Kulturhöhe der Erziehung durch das Christentum verdanke.

Dabei suchte Ozanam darzutun, das Wesen der deutschen Literatur sei in ihren vier Hauptschöpfungen enthalten: im Nibelungenlied, in Wolframs Parzival, in den lyrischen Gedichten Walters von der Vogelweide und in den philosophischen Werken des Albertus Magnus.

Ozanams Sympathie und Vorliebe für deutsches Wesen möchten seine französischen Biographen natürlich leugnen. Sein vielleicht bedeutendstes Werk waren seine Danteforschungen, in welchen er Dante als katholischen Philosophen hinstellt, welcher sowohl zur Mystik des hl. Bonaventura und seiner Schule, wie zu Thomas von Aquin und der Scholastik Beziehungen habe.

Das große Geschichtswerk, welches Ozanam plante und als seine Lebensaufgabe betrachtete: „Démonstration de la religion catholique par l'antiquité des croyances historiques, religieuses et morales“ konnte er nicht vollenden, da der Tod bereits im Jahre 1853 seinem Leben ein allzu frühes Ende bereitet.

In Frankreich war Ozanam zu seinen Lebzeiten nie genügend anerkannt worden und der Prix Bordin, der ihm von der Académie française für seine „Civilisation au cinquième siècle“ zuerkannt wurde, kam erst nach seinem Tode.

Weit größere Anerkennung hatte Ozanam schon bei Lebzeiten in Deutschland und Italien gefunden.

Nicolaus von Gutmansthal.

Schmid, Max, S. J.: **Konferenzen für die monatliche Geisteserneuerung.** 1. B. Hindernisse des geistlichen Fortschrittes. 2. B. Mittel zum Fortschritt in der Vollkommenheit. München, Kösel und Pustet, 1929. 346 S. + 381 S., 12°. Jeder Band M 5.—.

Nach dem Vorwort sind diese Konferenzen entstanden aus Vorträgen, die P. M. Schmid, der bekannte Verfasser des weitverbreiteten Handbuchs für Opferseelen, vor mehreren Jahren in einer Reihe von Klöstern zur monatlichen Geisteserneuerung gehalten hat. Sie bieten keine neuen geistreichen Gedanken, „die meist nur eine Augenblicksbegeisterung hervorrufen“, son-

dern einfache leichtfaßliche Ausführungen über das geistliche Leben, deren treue Befolgung die Seele in ihrem Streben nach Vollkommenheit notwendig fördern muß. Der Verfasser hatte dabei in erster Linie Ordensleute vor Augen. Es werden aber auch alle strebsamen Seelen, die in der Welt leben, reiche Anregung finden für ihren geistlichen Fortschritt.

Die Darbietung ist ganz vom praktischen Gesichtspunkte geleitet. P. Schmid wollte absichtlich nicht eine systematische Gesamtdarstellung des inneren Lebens bieten, sondern nur einzelne Punkte, die beim Streben nach Vollkommenheit von der größten Bedeutung sind, auswählen.

Der erste Band behandelt die sieben häufigsten Hindernisse des geistlichen Fortschrittes, während im zweiten die entgegengesetzten Hilfsmittel besprochen werden: Ein Haupthindernis zur Erlangung der Vollkommenheit bilden die freiwilligen Fehler. Das Heilmittel dagegen ist die Treue im Kleinen, deren Bewährungsfeld für Ordensleute die Regeltreue bildet. Die schlimmste Krankheit des geistlichen Lebens, die Laueheit, wird ferngehalten, oder, wenn sie schon ihre traurigen Wirkungen ausüben sollte, wieder geheilt durch mutige Betätigung des Opfergeistes. Gegen den Verlust der Zeit, gegen die Routine in den täglichen Verrichtungen und den unseligen Geist der Zerstreung schützt am besten der Geist der Sammlung, der Wandel in der Gegenwart Gottes. Mutlosigkeit und Skrupulosität werden beseitigt durch die rückhaltlose Hingabe an Gott, durch völlige Gleichförmigkeit mit seinem heiligen Willen und Ergebung in den körperlichen und seelischen Leiden, die er uns zusendet.

Aus dieser Gegenüberstellung der einzelnen, jeweils sieben Konferenzen geht hervor, daß die beiden Bände zusammengekommen ein einheitliches Ganze darstellen. Daher kann natürlich ihre Verwertung eine viel allgemeinere sein als nur für den monatlichen Rekolektionstag. Da für jedes Thema das einschlägige Material ziemlich erschöpfend behandelt ist, werden besonders Obere und Spirituale und alle diejenigen, die für hochstrebende Seelen geistliche Vor-

träge zu halten haben, reichhaltigen Vorbereitungsstoff zur Verfügung haben. In den letzten Jahrzehnten sind zwar eine große Anzahl von Betrachtungsbüchern erschienen, dagegen weist die deutsche assetische Literatur nur wenige Werke auf über Vorträge für geistliche Konferenzen. Hier füllt darum das Buch von P. Schmid eine wirkliche Lücke aus. Wenn es allüberall die gebührende Beachtung findet, wird es für viele Seelen ein sicherer Weg zur standesgemäßen Vollendung sein.

Heinrich Bleienstein S. J.

Metzler, Franz Gebh.: **Körperkultur und Sittlichkeit.** Moderne Lebenskunde. Innsbruck, Tyrolia, o. J. (1930.) 324 S. 8°, brosch. M 4,80, in Leinw. M 6.—

Vorliegende Arbeit versucht, für die Körperpflege vom Standpunkt der katholischen Moral und Pädagogik aus in großen Zügen Richtlinien zu geben, ohne dabei auf Vollständigkeit und Vollkommenheit irgendwelchen Anspruch zu erheben.

Der erste Teil erörtert den Wert der Körperpflege. Er legt zunächst die notwendigen philosophischen und theologischen Grundlagen, indem er die Wechselbeziehungen beleuchtet zwischen Seele und Leib, Körperpflege und Christentum, Körperpflege und Aszese.

Der zweite Teil würdigt die Körperpflege im Lichte des fünften Gebotes und macht in eindringlichen Worten aufmerksam auf die Sünden und Gefahren, denen das große Gut des Lebens durch Krankheit und Tötung im Selbstmord, im Duell, in der Notwehr, durch die Todesstrafe und den Krieg ausgesetzt ist.

Der dritte und beste Teil des Buches befaßt sich mit den Gebieten der Körperpflege, von denen die wichtigsten die Ernährung, die Kleidung, die Wohnung, die Arbeit, die freie Betätigung und die Erholung in gedrängter Kürze besprochen werden. Da vom Natur- und Kunstgenuß auch auf das körperliche Leben, speziell auf die Erholung, sehr wohlthuende Ausstrahlungen ausgehen, werden auch Lektüre, Musik, Theater und Kino in den Bereich der Untersuchungen einbezogen. Dabei nimmt der Verfasser ähnlich wie in sei-

nem früheren Werk: „Erziehe zur Wahrhaftigkeit“ — fortwährend Stellung zu den modernen Strömungen auf dem Gebiet der Körperkultur und zeigt dabei, inwieweit sie in ihrem Gegenstand, in ihren Umständen und Zwecken mit dem Willen Gottes übereinstimmen. Daraus ergeben sich naturnotwendig die Aufgaben für den katholischen Erzieher auf dem Felde der Körperpflege. Da dieses nicht von den Geistlichen allein bebaut wird, so hat der Verfasser sein Buch absichtlich nicht so sehr für den Theologen geschrieben, „denen ja diese Materie geläufig sein muß“, sondern für Lehrer jeglicher Schulgattung (besonders auch Turnlehrer), sowie für gebildete Laien überhaupt, die zu irgend einer Führerschaft berufen sind. Zur besinnlichen Lesung wie für Vortragszwecke wird es allen gute Dienste leisten, obwohl die Arbeit nur einen bescheidenen Versuch darstellen will, deren Mängel der Verfasser selber sich klar bewußt ist. Von den Vorarbeiten ist namentlich das umfangreiche Werk von Walter (Der Leib und sein Recht im Christentum) reichlich ausgewertet, während das Verzeichnis der benützten Literatur andere wertvolle Bücher, besonders aus dem letzten Jahrzehnt bedauerlicherweise fast ganz vermissen läßt.

Heinrich Bleienstein S. J.

Kolb, Viktor, S. J.: Das Leben des hl. Ignatius von Loyola, Stifters der Gesellschaft Jesu. Veröffentl. von Franz Hatheyer S. J. Freiburg. Herder, 1931, X u. 160 S., 8°, M 3.40, geb. M 4.80. (= Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Constantin Kempf S. J.)

Der bekannte Kanzelredner hat bereits früher das von P. Genelli geschriebene Leben des hl. Ignatius dem Stande der Forschung entsprechend neu herausgegeben. In der nunmehr vorliegenden, kürzer gefaßten Biographie treten besonders Ignatius' Charakter und Lebenswerk in ihrem inneren Werdegang, mitten im Ansturm der Schwierigkeiten und Prüfungen, deutlich hervor. So bietet das Buch eine ausgezeichnete Einführung in ein historisch begründetes Verständnis nicht nur des Heiligen, sondern namentlich auch der Exerzitien und

des eigentümlichen Geistes der Gesellschaft Jesu. Bei der Schilderung des Aufbaues der Exerzitien (24 ff.) dürfte man allerdings eine eingehendere Würdigung des Fundamentes und seiner Beziehung zu den vier „Wochen“ vermissen. Ohne viel gelehrte Auseinandersetzung und Klassifizierung verschiedener „Frömmigkeitstypen“ gewährt der Verfasser in schlichter, ansprechender Darstellung einen Einblick in das, was man „ignatianische Frömmigkeit“ nennt. Eines tritt in dieser Biographie immer wieder hervor: das wunderbare Ineinanderwirken von Gottes geheimnisvollen Gnadenführungen und einem unbeirrbaren menschlichen Unternehmungsgeist.

Franz Dander S. J.

Klug, Hermann Josef: Ignatius Klug. Sein Werden und Wirken. Paderborn, Schöningh, 1931, 312 S., 8°.

Der Bruder des Verstorbenen hat uns in diesem Buche ein anziehendes Lebensbild des Lehrers und Jugendfreundes, des Schriftstellers, namentlich aber des Priesters mit dem rastlosen Seeleneifer geschenkt. Alles ist dabei geleitet von dem Bestreben, den Leser möglichst anschaulich bis in die kleinsten Einzelheiten das Werden und Wachsen und Reifen des Mannes und seines schriftstellerischen Lebenswerkes vor Augen zu führen; darum mag sich da und dort eine gewisse Breite der Darstellung erklären. Der geschilderte Lebensgang beleuchtet trefflich so manche praktische Wahrheit: die unschätzbare Bedeutung echt katholischen Familienlebens, aber auch den hohen Wert einer gut geleiteten religiösen Internatserziehung, die Kraft der hl. Exerzitien. Wer immer im hierarchischen oder im Laienapostolat tätig ist, wird wohl besondere Anregung aus zwei Zügen dieses Lebens schöpfen können: aus dem stets festgehaltenen und meisterhaft verwirklichten Bestreben des Schulmannes und Schriftstellers, die Fühlung mit dem Leben und seinen Nöten zu bewahren, mit der Theologie, im Hörsaal und am Schreibtisch wirklich dem Heil der Seelen zu dienen; und dann aus seiner ungebrochenen Liebe zu den Menschen, die er trotz bitteren Enttäuschungen der letzten Zeiten bewahrt hat bis ans Ende. Möge das Buch recht vielen

ein tieferes Verständnis für das katholische Priesterideal erschließen!

Franz Dander S. J.

Klug, Dr. I.: **Der Helfer Gott**. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh, 1929, 248 S., 8^o, geb. M 5.—

— **Der gute Meister**. Paderborn, Schöningh, 1929, 187 S., 8^o.

— **Das Reich der Werte**. Paderborn, Schöningh, 1931, 166 S., 8^o.

Was Professor Dr. Fr. X. Eggersdorfer in seinem Geleitwort („Wertdenken und Lebensgestaltung“) zu dem letztgenannten Buch bemerkt, das gilt von allen dreien: Klug bleibt „jener bedeutsamen Vermittlungsaufgabe treu, die sein ganzes Schrifttum auszeichnet, daß er die oft so tiefe Kluft zwischen Wissenschaft und Leben überbrückt, der literarischen Darstellung die Ereignisse ernster Forschung zuführt“ (a. a. O. 11 f.).

Der Helfer Gott ist Urbild und Motiv für alles edle menschliche Vollkommenheitsstreben. Da wird es klar, wie Gottes Eigenschaften, die uns oft auf den ersten Blick in abstrakter, theoretischer Ferne zu liegen scheinen, in Wirklichkeit unserem Leben wunderbar nahestehen; wir ahnen die grundlegende Bedeutung eines hohen, gereinigten, nicht einseitig verzerrten Gottesbegriffes, der uns in der Gestaltung unseres Lebens und Charakters voranleuchten müßte. Es werden aber auch die Wege der Abkehr von Gott und der Heimkehr zu Gott sichtbar gemacht; dabei tritt das eine Notwendige gerade für die Gottsucher unserer Tage schön hervor: die Demut des Geistes und des Herzens. Ganz besonders scheint das Buch geschrieben für die an ihrem Gott irre Gewordenen, namentlich mit dem Leidensproblem Ringenden. Der Helfer Gott kommt uns sodann menschlich sichtbar und nachahmbar nahe im „Guten Meister“, im Heiland. Diese Schrift will noch tiefer einführen in das Verständnis des Gottesreiches und zwar in ein freudiges, glaubensfrohes Christentum. Besonders seien hier hervorgehoben die schönen Kapitel von der Frohbotschaft des Gottesreiches, über den Versucher und die sehr zeitgemäßen Darstellungen der Gott-

sucher und Gottfinder, aber auch der „Andersgesinnten“ aus dem Evangelium. Angeschlossen sind diesem Buch fünf kurze Kapitel „Vom wertvollen Menschen“, voll trefflicher Gedanken über den Eigenwert, zu dem der einzelne Mensch von Gott berufen wird, über Zersplitterung und die Gefahr eigensinniger Selbsttäuschung in der Verwirklichung des Eigenwertes. In mehr systematischer Weise will Klug die guten Einsichten der Wertlehre in den Dienst der Seelsorge stellen durch das dritte Werk: „Das Reich der Werte“. Nach einer Auseinandersetzung über das Ungenügen der materialistischen und evolutionistischen Auffassung von den Werten, über deren wahren Urgrund in Gott dem Schöpfer und Gesetzgeber, wird die Hierarchie der Werte in drei Stufen vorgeführt: die Existenzwerte, welche die Erhaltung des irdischen Daseins bedingen; am Ringen um diese Werte soll sich aber nach Gottes Schöpferwillen auch das Verlangen nach höheren Werten entzünden: es folgen die Kulturwerte, innig verwoben mit dem Leben der Familie und der Volksgemeinschaft; allein auch diese offenbaren ihr Ungenügen; sie sind letzten Endes nur so viel wert, als sie dienen zur Verwirklichung der Persönlichkeitswerte. Treffende Streiflichter fallen im Laufe der Untersuchung auf die verschiedensten Gebiete der Ethik: Privateigentum, Kindersegen, Krieg, Selbstmord, Leidensproblem. Eingehende Behandlung erfährt der Begriff der sittlichen Persönlichkeit in seinen Bestandteilen: Menschenwürde, Wesenswahrhaftigkeit, Wesensgüte, Treue gegen das bessere Ich und übernommene Bindungen, all das gekrönt durch die übernatürliche Vollendung in der Gotteskindschaft; endlich auch die Bedrohungen der Persönlichkeitswerte durch einseitige Überspannung. Die letzte radikale Bedrohung der Werte hienieden, der Tod, regt die Frage an nach der Wertdauer auf Grund der personalen Unsterblichkeit der Menschenseele. In modernem Sprachgewand legt der Verfasser doch immer wieder bewährtes altes Wahrheitsgut vor; bei aller liebevollen Einfühlung in die Schwierigkeiten und Kämpfe des heutigen Menschen scheut er sich doch keineswegs, mit aller Deutlichkeit auf die tiefsten Wunden des modernen Geisteslebens hinzuweisen; so a.

a. O. 81 f.: „Daß der moderne Mensch (die sog. breite Masse abgerechnet) von den traditionellen Mächten nichts mehr ohne kritische Nachprüfung hinzunehmen vermag, obwohl ihm die Nachprüfung in den meisten Fällen gar nicht möglich ist ; daß ferner der moderne Mensch nicht bloß kritisch, sondern hyperkritisch und sogar

skeptisch eingestellt ist — das bedingt seine eigentümliche Tragik. Das bringt ihn in die Krisis, in der überlieferte und autonom gesuchte Werte im Wettstreit liegen. Und mancher meint, die Krisis müsse sein Dauerzustand bleiben“ Diese Offenheit verdient besonderen Dank.

Franz Dander S. J.